

Die Sage vom Bundesfeiergeläute

Autor(en): **Frima, Paul M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 30

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646356>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Sage vom Bundesfeiergeläute

Aufgeschrieben von Paul M. Frima

Leider unterließen es die Chronisten und Historiker die Sage von der Entstehung des Bundesfeiergeläutes aufzuzeichnen. Die Dichter hielten den Inhalt der kleinen Glockenlegende zu anspruchslos und zu gering und doch ist er so schön wie die Sage von der Entstehung der Eidgenossenschaft selbst. Das Geschehen der denkwürdigen Nacht, in welcher zum ersten Male das „Bundesfeiergeläute“ vernommen wurde, hat sich wenigstens in mündlicher Ueberlieferung erhalten und ist von den Großeltern jeweilen auf die Enkel übertragen worden. Nachdem nämlich die Hauptleute von Uri, Schwyz und Unterwalden vereinbart hatten, daß man sich beim Einnachten des 1. Augusttages mit je elf bis zwölf wackern Männern aufmachen solle, um auf geheimen Wegen zur ausgereuteten Wiese, unweit der Seespitze bei Bauen, dem sogenannten Rütli, zu kommen, da trug sich folgendes zu:

Die Mannen von Schwyz kamen unter der Führung Werner Stauffachers in Barken über den See gerudert. Aus allen Tälern waren Abgesandte dabei. Schwieriger war der Weg derer von Uri, die mußten hoch am Ufer emporklettern, weil der Landvogt überall Häfcher ausgestellt hatte. Den weitesten Weg hatten die Mannen von Unterwalden, sie hatten sich in einem Walde vor Stans getroffen und mußten viele Meilen dem See entlang klettern, dessen Felsenufer oft jäh ins Wasser abfallen. Erst bei der Treib stiegen sie am Seelisberg empor. Laternen durften keine mitgetragen werden, damit keine Spione aufmerksam gemacht wurden, aber die helle Mondnacht begünstigte die nächtlichen Wanderer.

Die Urner waren zuerst am Orte. Ein Teil ihrer Mannschaft erwartete die Schwyzer unten am Wasser, die andern waren den Unterwaldnern entgegengestiegen. Ueberall war ein Gerede und Getuschel, ob wohl der Tell auch dabei sein werde. Die einen meinten, der wackere Mitbürger ließe sich diesen Anlaß nicht entgehen, um einen nächtlichen Streifzug zu unternehmen. Andere wollten den Tell besser kennen und behaupteten, er werde nicht erscheinen. Und einige wußten sogar zu berichten, daß man ihn hoch oben in den Klühen ob dem Rütli habe herumturnen sehen, und daß den Schützen der Gemsbock mehr locke, als die Beratung über Sein oder Nichtsein der Freiheit der drei Länder. Alle Urner aber waren sich einig, daß Tell einer der Ihren sei, um den man in der Gefahr nicht bangen müsse, der werde schon da sein.

Indessen die Urner also redeten, vernahmen sie die Ruderschläge und den dumpfen Aufstoß des Holzes am Fels. Einige Mannen erhoben sich und traten hinter hochstämmigen Lannen hervor, um zu erkunden, wer es sei. „Hier Schwyz“, drang ein Ruf vom Wasser her hinauf. Dann kletterten sie aus den Schiffen und erzählten, daß sie früh aufgebrochen seien und bei der kleinen Sankt Katharinenkapelle Halt gemacht hätten, um niederzuknien und Gottes Beistand für den heutigen Beschluß zu erleben. Mit den Urnern zusammen kletterten sodann die Neuankömmlinge den Stuz empor. Wieder war Tell Gesprächsstoff. Von ihm, dem Abseitigen, fürchteten die einen Gefahr. Stauffacher war es, der Tell am wenigsten traute. In einem kürzlich gehaltenen Gespräch wollte er viel Unsicherheit und Unentschiedenheit vernommen haben. So ein Einspänner könne nicht mit im Ding sein. Wenn den der Vogt eines Tages seiner Schieß-

kunst wegen lobe, dann könne es ihm einfallen, Gessler als einen guten Kerl zu titulieren. Ein heftiges Wortgefecht entspann sich für und wider Tell.

„Der Tell kein Genoß? Das lassen wir uns nicht gefallen“, begehrte ein Urner auf. Ein anderer rief dazwischen, daß es horndumm sei, sich jetzt um solche Dinge zu streiten, wo es um Größeres ginge, um der Länder Zukunft.

Senferns des Sees, hinter Brunnen, stachen die Zacken der beiden Mythen in die Mondmilch, der Bergwald rauschte und das Geplätscher des Wassers klang melodisch. Nachdem sich die Mannen im Rund gelagert hatten, begann Stauffacher also: „Man wolle in dieser Nacht nur einen ersten Beschluß zur Einigung fassen, damit der Bund nicht wie Föhnwind verbläse, müsse man ein Schriftstück anfertigen, das man dann zu Brunnen besiegeln könne.“ Indes die Männer berieten, was zu unternehmen sei in dieser schweren Zeit, stieg hoch ob den drei Quellen Wilhelm Tell in den Schründen herum. Er wollte und konnte nicht fernbleiben. So kletterte er herunter und als er in Rufweite kam, blieb er stehen. Er mußte mitschwören, aber allein. Die Bäume sollten seine Zeugen sein und der Himmel. Des Nachbars Angesicht hätt' seinen Arm gelähmt, daß er ihn nicht zum Schwure hätte erheben können. „Ich weiß, etwas, es kommt von bebenden Lippen, nur armselige Worte — aber es wird zur wuchtigen Tat werden, denn es ist Manneswort und Schwur und Eid. Selig, wer die Hand erheben darf, selig, wer ein Vaterland sein eigen nennen kann. Selig, wer Befreier sein darf“, so murmelte der Sonderling Tell vor sich hin, „ja, ich will mit ihnen sein, treu und tapfer, frei und wahr, Eidgenosse immerdar!“

Tell erhob seine Rechte und mit der Linken hielt er sein Schießzeug fest umklammert. Weit unten sprach ein Chor feierliche Worte. Es schien, als ob des Sees Gewoge einen Atemschnauf lange innehalten wolle mit seinem Gemurmel, als ob der Wind andächtig schweigen müsse. Und wie die Eidgenossen so versunken dastanden, da begann es irgendwo silbern zu läuten, erst leise, zaghaft, dann heller und klarer und zuletzt ganz deutlich hörbar. Die Männer sahen sich erstaunt und fragend an, schauten in die Runde: „Wer mag zu dieser Stunde läuten? Sind's Häfcher? Sind's Freunde der Vögte, die Marm schlagen?“

Die Mannen lauschten aufmerksam in die Nacht hinaus, der Klang kam deutlich von Brunnen her und widerhallte am Seelisberg. Da bestand kein Zweifel mehr, es konnte nur das Sankt Katharinenlöcklein sein, das unweit des Seegeftades stand. Einige mit guten Augen wollten gesehen haben, daß es in der Tat das Katharinenlöcklein sei. Alle waren durch dieses Wunder gebannt, denn nur alle hundert Jahre läutete dieses Glöcklein allein. Immer war es ein gutes Omen und für die ersten Schweizer ein gutes Zeichen, daß Gott mit im Bunde sei.

Seither werden in Erinnerung an jenes wunderfame Geschehen, da das Glöcklein der Sankt Katharinenkapelle, die heute noch steht, von selbst zu schellen anfing, als die Eidgenossen überm See den ewigen Bund schworen, beim Einnachten am ersten August die Glocken des ganzen Landes geläutet. Zum ewigen Gedenken an das große Geschehen jener denkwürdigen Nacht anno 1291.